

„ ... springt immer wieder der Tod hervor“

Episoden und Szenen europäischer Expansion

Peter Gstettner

***Zusammenfassung:** Die großen gesellschaftlichen Wandlungen Ende des 15. Jahrhunderts in Europa bilden den Ausgangspunkt für den weit gespannten Bogen der Argumentation: Humanismus und Kolonialismus, wissenschaftliche Rationalität und leidenschaftlicher Eroberungsdrang, Beginn des freien Welt-handels und der Versklavung. Die Wissenschaften, allen voran die Anthropologie und die Ethnographie, nutzten die koloniale Situation zur Bereicherung des eigenen methodischen und theoretischen Repertoieres. Fallstudien belegen, daß dies eine andere Form der Ausbeutung war und mit „Fremdverstehen“ wenig zu tun hatte.*

***Summary:** The great societal changes in Europe at the end of the 15th century constitute the starting point for a broad argumentation: Humanism and Colonialism, scientific rationality and passionate motivation for discovery, the begin of free world trade and slavery. Humanities and sciences, in the first place anthropology and ethnography, used the situation of colonialism to enrich their own methodological and theoretical repertoires. Case studies demonstrate that this was another form of exploitation which had almost no relation to „understanding the alien“.*

Damals, als in Europa die großen Humanisten den geistigen Horizont der Renaissance absteckten (Philosophen wie Erasmus von Rotterdam, Künstler wie Albrecht Dürer, „Gottesstreiter“ wie Martin Luther), geschah jener „Sündenfall“, den ich das „Paradigma Kolonisation“ nennen möchte: die gewaltsame Aneignung aller vorfindbaren Ressourcen im Zeichen der Zivilisierung, Christianisierung und Merkantilisierung, einschließlich des konflikthaften Prozesses der sogenannten Kulturbegegnung zwischen Alter und Neuer Welt.

Am Fall des Christoph Columbus soll das Paradigma Kolonisation als ein soziales Verhältnis zwischen europäischer und überseeischer Kultur aufgerollt werden. Dabei richten wir den Blick zunächst auf den sozialen Ort des Zusammenpralls von christlich-humaner Ideologie, die verbal den Menschen als höchstes Gut anpreist, und merkantiler Rationalität, die den „gerechten Tausch“ von Gütern zu ihrer ideologischen Verbrämung auserwählt hat.

Eine aufschlußreiche Codifizierung des kolonialen Paradigma liefert uns Columbus selbst, und zwar an jener Stelle seiner Tagebuchaufzeichnungen, wo er vom Abschiednehmen seines Freundes, des Stammeshäuptlings Guacanagari, berichtet:

„Zum Abschied gab mir Guacanagari mehrere Goldstücke und eine goldene Maske. Ich beschenkte ihn mit einer Hose und erklärte ihm, wie er sie zu tragen habe. Er legte sie sofort an und tanzte dann, immer wieder in die Hände klatschend, vor mir auf und ab. Ein paar Matrosen lachten, aber ihr Lachen war fehl am Platz. Trotz der Kleider und trotz der kindlichen Freude verlor Guacanagari seine Würde nicht.“ (Columbus, Das Bordbuch von 1492, 26. 12. 1492).(1)

Heute, fünfhundert Jahre nach diesem denkwürdigen Ereignis, sind wir uns der Tragweite dieser symbolischen Interaktion bewußt, denn was heute in der „Dritten Welt“ geschieht, ist von ähnlicher Qualität: Fremden Ländern entreißen wir die Bodenschätze für unsere Industrialisierung und unseren sogenannten Fortschritt, fremden Völkern stehlen wir die Kultgegenstände für unsere Museen, Eingeborene beglücken wir ungefragt mit den nutzlosen Errungenschaften unserer Zivilisation. Wenn dann unsere Zivilisationsgüter nicht so recht ankommen oder passen, trotz redlichen Bemühens der Benutzer, dann lachen wir (wie die Matrosen des Columbus) über die Naivität dieser „Primitiven“ und verhöhnen sie: Weshalb waren sie auch so dumm, auf unser Tauschgeschäft hereinzu-fallen?

Die Interaktion zwischen Columbus und Guacanagari macht allerdings das Gewaltmoment der Kolonisation nur ansatzweise deutlich. Solange der Tauschhandel gelingt, verschleiert die ökonomische Rationalität die Gewalt. Ist der Handel jedoch bedroht oder wirft er keinen Profit ab, dann schlägt die nackte Gewalt durch: Raub, Mord, Plünderung - das große Gemetzel beginnt. Und die Sieger standen immer schon fest.

Oskar Negt und Alexander Kluge schreiben an einer Stelle ihres Buches „Geschichte und Eigensinn“ den Satz: „Primär ist nicht die Erkenntnis, sondern die Räuberei“ (Negt/Kluge 1981, S. 424). Diesen Satz möchte ich durch einige Fallstudien belegen; gleichzeitig soll über die Beispiele hinaus ein Gedankengang skizziert werden, der sich in folgende Thesen gliedern läßt:

1) Es besteht ein Zusammenhang zwischen der typisch abendländischen Rationalitätsform, die leidenschaftslos, abstrahierend, anonym und „objektiv“ die merkantilen Austauschprozesse beschreibbar und kalkulierbar gemacht hat, und der gewaltsamen Ausbreitung zivilisatorischer und missionarischer Ideen europäischer Herkunft.

2) Die modernen Wissenschaften haben ihren Objektivitätsbegriff, dem sich auch die Sozial- und Humanwissenschaften so folgenreich unterwarfen, bestimmten kolonialistischen Interaktionsformen zu verdanken, die ihrerseits auf einen Sozialisationsmodus zurückgehen, der in dieser Form nur in Europa gedeihen konnte.

3) Eine durch ökonomische Zwänge allein nicht mehr begründbare Logik der inneren Kolonisierung führte dazu, daß Autorität und Disziplin so weit verinnerlicht wurden, daß die sozialen Möglichkeiten, die Wahrnehmungs- und Lernfähigkeit der abendländischen Wissenschaft verkümmerten. Regressive Abwehr- und Projektionsmechanismen verstellten die Alternative, wissenschaftliches Denken als kommunikative Tätigkeit, als Dialog zu begreifen und zu praktizieren.

4) Der Zwang zur gesellschaftlich formierten Selbstkontrolle wurde zum inneren Fundament neutraler Wissenschaftlichkeit und objektiver Realitätsbetrachtung. Dieser Zwang wurde zur abendländischen Vorstellung von „Rationalität“ schlechthin. Durchsetzung und Ausbreitung dieser zivilisatorischen Errungenschaft über das Abendland hinaus wird allerdings noch einige Zeit auf sich warten lassen. In der Aufklärung beginnt dieser Transformationsprozeß allmählich um sich zu greifen. Er wird von immer breiteren Bevölkerungsschichten antizipiert, verinnerlicht und getragen, er wird zum verallgemeinerten Orientierungsmuster, das alle christlich erzogenen (und schließlich alle „zivilisierten“) abendländischen Menschen vom restlichen Teil der Menschheit abhebt. Bevor es aber so weit kommt, muß dieser „restliche Teil“ erst entdeckt werden.

Columbus – Goldsucher und Menschenfänger

Man schreibt das Jahr 1492. Wir befinden uns in der Hafenstadt Palos in Spanien. Christoph Columbus, Kapitän auf der „Santa Maria“, begleitet von zwei weiteren Schiffen, sticht in See und segelt gegen Westen. Er befindet sich, wie er meint, auf dem direkten Seeweg nach Indien und China. Sein Ziel sind also jene Länder, von denen berichtet wurde, daß sie sagenhafte Reichtümer und Schätze bergen, Länder, wo das Gold von der Oberfläche der Erde stammt und nicht erst durch Handel erworben und vermehrt werden muß.

Christoph Columbus befindet sich auf dem Kenntnisstand der damaligen Zeit. Er hat die Reiseberichte Marco Polos studiert und ist im Besitz eines Schreibens des bekannten Arztes und Astronomen aus Florenz, Paolo di Pozzo Toscanelli, welcher die Westroute nach Indien mit dreitausend Seemeilen berechnet hat. Toscanelli gehört zu den wenigen angesehenen Gelehrten, die den

Berichten Marco Polos glauben und die noch über zusätzliche Beweise für die tatsächliche Existenz Chinas und Japans (seit Marco Polo Cathai und Cipango genannt) verfügen.

In dem Schreiben Toscanellis aus dem Jahre 1474 heißt es unter anderem:

„Wundert euch nicht, daß ich die Teile, wo die Gewürze wachsen, Westen nenne, da man doch gewöhnlich behauptet, sie befänden sich im Osten. Von euch aus gesehen, ist es der Westen. Denn es ist der kürzere Weg.

Auch habe ich in die Karte viele Orte der indischen Länder eingetragen, in die man sich begeben könnte, falls irgendein unvorhergesehener Zufall, ein Sturm etwa, eintritt. Vernehmt auch, daß auf all diesen Inseln Kaufleute leben, daß es dort Schiffe, Matrosen und Waren gibt, Waren wie nirgendwo sonst auf der Welt. Allein in dem Hafen Zaiton, zu dem schon die Araber segelten, laden jährlich mehr als 100 Schiffe Pfeffer und andere Gewürze.

Dieses Land ist sehr dicht bewohnt, und es gibt dort viele Königreiche und Städte unter der Herrschaft eines Fürsten, der sich Groß-Khan nennt, was in unserer Sprache König der Könige bedeuten würde. Seinen Sitz hat dieser Regent meist in der Stadt Cathai. (...) Glaubt mir, daß es dieses Land wie kein zweites verdient, daß man es aufsucht. Ihr könntet dort nicht nur großen Gewinn erzielen, sondern auch Gold, Silber, Edelsteine und alle nur denkbaren Gewürze in großer Auswahl und reicher Menge bekommen. (...) Auch Cipango solltet ihr aufsuchen. Die Insel ist sehr reich an Gold, Perlen und Edelsteinen. Man bedeckt dort die Tempel und Gebäude des Königs mit purem Gold.“ (Columbus, Das Bordbuch von 1492, S. 23/24)

Aus diesem Erzählstoff sind also die Träume des Seemanns, der Christoph Columbus heißt und der aus einer mittellosen genuesischen Familie stammt. Er ist von der Kinderarbeit am elterlichen Webstuhl freudig auf das Meer hinaus geflüchtet. Wie soll aber der „Vagabund auf dem Wasser“, wie Columbus in Genuas Kneipen genannt wird, zu Schiffen kommt? Zwar verfügt er über reiche Erfahrung, da er alle bekannten Meere befahren hat, zwar besitzt er das Vertrauen der Handelsgesellschaft der Brüder Centurione in Genua, aber was nützt ihm das, wenn er selbst mittellos und ein hartnäckiger Phantast ist? Eines steht fest: Für Genua oder eine andere italienische Stadt wird Columbus nicht segeln können. Auch andere Sponsoren sind nicht in Sicht. Portugal und Spanien, die bedeutenden Königreiche, die über die stärksten Kriegs- und Handelsflotten verfügen, haben sich die schon entdeckte und die noch zu erobernde Welt aufgeteilt: Die beiden Länder haben über den Globus eine fiktive Grenzlinie gezogen. Sie verläuft westlich der Azoren von Nord nach Süd, von Pol zu Pol. Der Papst Alexander VI bestätigt 1494 den in Tordesillas beschlossenen Vertrag und besiegelt damit den Herrschaftsanspruch Spaniens für die westliche Hälfte der Welt und den Portugals für die östliche.

Columbus verfolgt konsequent sein Ziel, zu Schiffen zu kommen. Er reist nach Lissabon, knüpft Beziehungen, läßt sich an den Königshof empfehlen, verhandelt, orientiert sich an der Macht, wird in Intrigen verwickelt, lernt die Etikette, stellt Forderungen und schreibt schließlich dem König höchstpersönlich. Ein erster Erfolg der Vermittlungstätigkeit seiner Freunde stellt sich ein: Columbus bekommt einen Audienztermin. Drei Wochen Warten für zehn Minuten Audienz beim König. Columbus weiß, es geht um viel. Der Weg nach Westen gehört Portugal. Lehnt der König seinen Plan ab, wird er keine Schiffe bekommen. Und der König wird vermutlich ablehnen - zumindest dann, wenn er dem Rat seines „wissenschaftlichen Collegiums“ folgt. Dieses Collegium, die „Junta dos Matematicos“ besteht aus einflußreichen Wissenschaftlern, die Ptolemäus mehr Glauben schenken als einem Marco Polo oder einem unbekannten Abenteurer mit dem Namen Christoph Columbus.

Kann Columbus vielleicht dennoch den König überzeugen? Oder haben sich höfische Diplomatie und weltfremde Wissenschaft schon endgültig gegen ihn verschworen? Wird Marco Polo doch noch siegen, das würde heißen, ein Sieg der „Empirie“, der kalkulierbaren Vernunft, hinter der die Lockungen der Macht und des Geldes stehen? Oder wird letztlich wieder der Konservatismus des herrschenden Weltbildes siegen, das von Marco Polos Ländern nichts wissen darf, weil sie nicht in den traditionellen Lehrbüchern verzeichnet sind? Hören wir den Bericht, den einer der Söhne des Columbus niedergeschrieben hat:

„... Noch ein Saal, ein kleiner Saal, in dem hünenhaft gebaute Männer, Leibwächter, auf dem Boden saßen und würfelten. Noch ein Tür. Ein Raum, düster, schmucklos, kahl. Karten hingen an den Wänden, Stöße von Büchern bedeckten einen großen Tisch. Auf einem zweiten Tisch zwei silberne Leuchter, in denen Kerzen steckten. Eine Bibel, ein goldenes Kruzifix. Ein blasses, von einem rotblonden Bart umrahmtes Gesicht; kühle, forschende Augen. Zwei unruhige Hände. Colombo beugte das Knie.

Der König sagte: „Ihr verlangt viel, Colom. Drei bemannte Karavellen, Proviant für ein Jahr, Handelsware. Daß ich Euch zum Vizekönig der von Euch entdeckten Reiche ernenne. Den zehnten Teil aller Metalle und Einkünfte, den diese Länder bringen werden. Das Privileg, auf allen Schiffen, welche mit den von Euch entdeckten Ländern Handel treiben werden, ein Achtel des Schiffsraums für Euch beanspruchen zu dürfen. Das ist viel, Colom. Ist es nicht zu viel?“

„Will er mit mir feilschen? Ist er ein König oder ein Krämer?“ dachte Colombo und dachte voll Freude zugleich: „Er hat alles gelesen, was ich niedergeschrieben habe und ihm durch Meneses überreichen ließ, und er hat es nicht nur einmal gelesen“.

„Viel für die halbe Welt, Majestät?“ fragte er.

„Niemand weiß ob es diese halbe Welt gibt“. (Columbus, Das Bordbuch von 1492, S. 30)

Nur mit Mühe scheint der genuesische Seefahrer sein Temperament und seine Leidenschaft zügeln zu können. Gleich zu Beginn der Audienz kommt sein Bild vom großzügigen König, der fast allmächtig Ämter, Würden, Privilegien und Ländereien verteilt, ins Wanken. Hat der König in Wahrheit eine Krämerseele, oder ist es nur ein strategischer Schachzug, der ihn, Columbus, den Untertanen und Emporkömmling, treffen soll? Die höfische Diplomatie mit dem Grundsatz, sage nie spontan oder unaufgefordert vor dem Herrscher deine wahre Meinung, scheint Columbus nicht fremd zu sein. Mit einer Gegenfrage versucht Columbus sowohl seine Forderungen als gerechtfertigt erscheinen zu lassen, als auch an die grenzenlos erweiterbare Macht des Königs zu appellieren. Diese Frage trifft ins Zentrum der zweigeteilten Machtsphären, aber freilich ist der König seinerseits „diplomatisch“ genug, auf diese untergründige Anspielung nicht einzugehen. Er stellt deshalb infrage, ob es diese Hälfte der Welt, die er sich vertraglich und päpstlich sichern lassen will, überhaupt gibt - und drückt damit seinen Zweifel aus, ob diese halbe Welt auf dem westlichen Seeweg überhaupt erreichbar ist. Mit dieser scheinbaren Provokation erreicht der König zweierlei: Einmal lockt er die „Trümpfe“ des Christoph Columbus heraus (seine geographischen Kenntnisse, seine Berechnungen, seinen Zweifel an den traditionellen Lehrbüchern). Zum anderen verdeckt er sein Machtinteresse hinter dem gewaltigen „Unternehmerrisiko“, das er bei einer Zustimmung eingehen würde. Für so eine unsichere Sache so viel investieren?

Wie dem auch gewesen sein mag, wir kennen den Ausgang der Verhandlungen bei Hofe. Die Junta dos Matematicos mit ihrem (philosophischen) Zweifel siegt diesmal. Der König entscheidet sich nicht für Columbus, sondern läßt weiter beraten, verzögert, schiebt hinaus und als er nochmals Columbus anhören will, ist dieser inzwischen außer Landes. Columbus ist gänzlich verarmt nach Spanien gepilgert. Jahre vergehen, bis dort das höfische Spiel wieder beginnt und an seinen Höhepunkt kommt: Christoph Columbus kniet vor dem kastilischen Herrscherpaar. Doch auch hier ist ihm kein sofortiger Erfolg beschieden. Wieder vergehen Monate und Jahre. Sein Bruder verhandelt für Columbus in England und Frankreich. Und erst als Columbus schon auf der Fahrt nach Frankreich ist, das sich für dieses Unternehmen ernsthaft interessiert, weil es dem Erzfeind Spanien eines auswischen will, wird der Seefahrer zurück an den spanischen Königshof gerufen. Columbus darf segeln. Er bekommt drei Schiffe, eine großteils zwielichtige, zwangsrekrutierte Mannschaft, Handelsware und alle geforderten Privilegien, in Aussicht gestellten Titel und Gewinnbeteiligungen.(2)

Christoph Columbus führt ein Bordbuch, dem er alle Unbillen und Schwierigkeiten anvertraut, die ihm auf seiner Fahrt ins Ungewisse begegnen: Stürme, Flauten, Unwetter, Meuterei usw. Nach zwei Monaten Fahrt ertönt endlich der Ruf „Land“. Columbus glaubt zu wissen, was ihn erwartet: indische

Handelsmetropolen, mächtige Königreiche, eine paradiesische Landschaft, Tempel aus Marmor, Burgen und Schlösser mit Giebeln und Dächern aus reinem Gold. Er, Christoph Columbus, Admiral der Meere, wird Vizekönig in all den Ländern sein, die er für die spanische Krone erobert. Er wird den zehnten Teil der Ausbeute für sich behalten können. Und die Menschen? Auch darüber hat er ein bißchen nachgedacht, denn wahrhaft Abenteuerliches könnte ihn erwarten: „Menschen, die uns gleichen, oder irgendein fremdartiges Geschlecht von Riesen?“ (Columbus, Das Bordbuch von 1492, 12. Oktober 1492, 3 Uhr früh)

An diesem Tag, am 12. 10. 1492, betreten die Spanier das Land. Columbus notiert: „Es ist eine Insel, eine bewohnte Insel. Am Strand erblickten wir Eingeborene, nackt, wie Gott sie erschaffen hat.“ (ebd.) - Welch' eine Erleichterung für die Spanier, die Eingeborenen dürften der Gattung Mensch angehören, wenngleich zweifellos von einer primitiven Art. - „Ich stieg, begleitet von Martin Alonso Pinzon, Vicente Ibanez Pinzon, den beiden königlichen Beamten und zehn bewaffneten Menschen, in ein Boot.“ (ebd.) - Entweder trauten die Spanier der Nacktheit doch nicht ganz (es könnte ja eine List sein und eine Legion Bewaffneter plötzlich aus dem Gebüsch brechen) oder die bewaffneten spanischen Matrosen waren Bestandteil des höfischen Zeremoniells, das unmittelbar bevorstand. - „Während wir uns dem Land näherten, strömten immer mehr Bewohner aus den Wäldern herbei, und ich konnte, als wir uns nur noch einen Steinwurf weit von der Küste befanden, von ihren Mienen nur Erstaunen und keine feindseligen Gefühle ablesen. Auch von der Insel bekam ich nun mehr zu sehen. Mächtige Wälder, ein kristallklarer Bach, der dem Meer zuströmte, und riesige unbekannte Früchte, unter deren Last sich die Zweige der Bäume bogen, sprangen mir ins Auge. Nach Häusern, nach Tempeln, nach Zeichen des Reichtums hielt ich vergeblich Ausschau.“ (ebd.)

Columbus, der so lange seine Leidenschaften gezähmt und die Befriedigung seiner Wünsche vertagen mußte, kann seine Enttäuschung kaum verbergen. Doch auch in dieser Situation erweist er sich als ein echter Bürger des zivilisierten Abendlandes: Er läßt für das himmlische Reich und die spanische Krone ein kurzes höfisches Zeremoniell ablaufen, um sich dann voll dem Siegestaumel hinzugeben. - „Ich kniete nieder, als ich festen Boden unter den Füßen hatte - noch vor einem Tag hatte ich glauben müssen, dies würde nie wieder geschehen -, und ich dankte Gott, indem ich die Erde küste. Dann entfaltete ich das königliche Banner und rief die beiden Beamten der Krone zu Zeugen an, daß ich im Namen des Königs und der Königin von Spanien von der Insel Besitz ergriff.“ (ebd.)

Für die Eingeborenen müssen alle diese Handlungen in ihrer Symbolik sehr rätselhaft erschienen sein. Die Verwunderung über die sonderbaren Ankömmlinge wird sich noch gesteigert haben, als die Spanier ihrer Erleichterung und Freude

Ausdruck gaben: „Ich wurde umarmt, geküßt, und alle taten so, als wäre ich bereits ein Mann, der alle Reichtümer und Ehren der Welt zu vergeben hat. Die Eingeborenen, glaube ich, sehen mich für einen Gott und die Schiffe für Ungeheuer an, die während der Nacht aus der Tiefe des Meeres aufgetaucht sind. Ich überwand ihre Scheu und Angst, indem ich Halsketten und rote Kappen an sie verteilen ließ. Bald wagten sie es, heranzukommen und uns vorsichtig zu berühren. Vor allem unsere Bärte versetzten sie in maßloses Erstaunen.“ (ebd.)

Die nun folgende Menschenbeobachtung bzw. -beschreibung ist im Bordtagebuch die ausführlichste. Die Deskription verläuft emotionsfrei. Mensch und Tier scheinen trotz aller Exotik so zutraulich zu sein, daß man ihrer habhaft werden wird.

„Ihr Anblick ist für uns ebenso überraschend, denn sie unterscheiden sich von allen Menschenrassen, die wir bisher gesehen haben. Auch in Lissabon, ja nicht einmal in Afrika stieß ich auf Geschöpfe von solchem Aussehen. Sie gehen umher, wie Gott sie geschaffen hat, Männer sowohl als Frauen, und bemalen ihre schöngeformten Körper mit grellen Farben, vor allem das Gesicht, die Nase und die Augengegend. Ihre Haut ist von rötlichgelber Farbe, ihr Haar tiefschwarz und glatt - nicht kraus wie das der afrikanischen Völker - und fällt wie ein Roßschweif auf den Rücken herab. Über der Stirn hingegen ist es kurz geschnitten. Auffallend ist, daß sie alle jung sind, ich sah weder einen Mann über vierzig noch eine Frau, die älter als dreißig Jahre sein mochte. Ein Rätsel! Vielleicht werde ich später einmal einen Weg finden, es zu lösen.

Sie sind ohne Zweifel gutmütig und sanft. Ihre einzigen Waffen sind Lanzen mit einer Spitze aus Stein oder dem Knochen eines Fisches. Das Eisen, glaube ich, kennen sie nicht. Auch mit unseren Schwertern wußten sie nichts anzufangen. Einer von ihnen faßte nach meinem Schwert, ehe ich ihn hindern konnte, faßte er nach der Schneide und zog sich eine blutende Wunde zu. als ich fragte, wieso die Körper der meisten von Wundmalen bedeckt seien, gaben sie mir durch Zeichen zu verstehen, daß sie oft von den Bewohnern anderer Inseln angegriffen würden. Das glaube ich nicht recht. Ich vermute eher, daß diese Angreifer vom Festland kommen. Denn ich bin überzeugt, auf einer Indien vorgelagerten Insel gelandet zu sein.

Auf der Heimfahrt werde ich sechs dieser Männer mitnehmen, um sie dem König und der Königin zu zeigen. Außerdem sollen sie unsere Sprache erlernen. Tiere sah ich bis jetzt keine außer den bunten, farbenprächtigen Vögeln, die so zutraulich sind, daß man sie berühren kann.“ (ebd.)

Historisch betrachtet waren die von Columbus nach Spanien gebrachten Indianer die ersten Sklaven, die in dieser Richtung über den Atlantik geschifft wurden. Columbus wußte, daß die königlichen Auftraggeber in Spanien mit seinen exotischen Funden (Hölzer, Papageien usw.) nichts anfangen konnten. Indianer

aber konnte man auf den Sklavenmärkten verkaufen. Allerdings war mit dem Widerstand der Kirche zu rechnen. So schrieb er an das Königshaus, er schicke Indianer nach Spanien, damit sie zum Christentum bekehrt werden können.

Von Columbus zweiter Reise wird berichtet, daß ein Großteil seiner menschlichen Ware in Spanien nicht angekommen ist. „Von den neunzig Indianern, die an Bord der Schiffe gebracht wurden, sterben unterwegs siebenundachtzig“. (Nach den Berichten D. A. Chanca und M. de Cuneo, aus: Columbus, Das Bordbuch von 1492, S. 64)

Der größte Teil der indianischen Bevölkerung wurde allerdings an Ort und Stelle versklavt. Die Indianer hatten das Gold herbeizuschaffen, nach dem die spanische Krone verlangte. Dazu durchkämmten spanische Truppen die Insel und nahmen jeden fest, der Widerstand leistete. Gleichzeitig wurde den Indianern ein „Tribut“ auferlegt. Nach den Berichten des Diego Alvarez Chanca und des Michele de Cuneo, die Columbus auf seiner zweiten Reise begleiteten, hört sich dies so an:

„Der Tribut kommt einem Todesurteil gleich. Jeder Eingeborene, der das vierzehnte Lebensjahr erreicht hat, muß alle drei Wochen das Maß eines Flandrischen Falkenglöckens voll Goldstaub abliefern. Kaziken (den Häuptlingen) wird die dreifache Menge auferlegt. Nur Eingeborene, die in einem Landstrich zu Hause sind, in dem die Flüsse kein Gold führen, sind von dieser Abgabe befreit. Sie haben eine Arraba (25 Pfund) gesponnener oder gewebter Baumwolle nach Isabella (dem spanischen Fort) zu bringen. Jeder, der seinen Tribut abgeliefert hat, erhält eine Kupferscheibe, die er um den Hals hängt, gut sichtbar zu tragen hat. Und jeder, der seine Steuer nicht bezahlt, muß mit Gefangenschaft rechnen - mit dem Sklavenmarkt also - oder mit dem Tod.

Die gleichen Schellen, die den Eingeborenen einmal als Geschenk des Himmels erschienen sind, sind nun ein Maß für die Qual der Indianer. Sie, die daran gewöhnt waren, zu warten, bis ihnen der überreiche Boden ihre Nahrung - was brauchten sie sonst? - geradezu schenkte, lernen eine neue Folter kennen, die es im Paradies nicht gegeben hat: die Arbeit. Sie müssen den Sand der Flüsse nach Gold auswaschen, unermüdlich, tagtäglich, wollen sie das vorgeschriebene Maß erreichen, sie müssen nach Gold graben, müssen meilenweit wandern, ja ihre Behausungen aufgeben, um das Gold zu finden. Dennoch bringen die meisten nicht das zusammen, was die Spanier unerbittlich fordern. Viele flüchten in die Berge, in unfruchtbare, entlegene Gegenden, in unzugängliche Höhlen. Viele verhungern, sterben durch Krankheiten, die sie nie gekannt haben, manche nehmen Cassavagift, um ihre Leiden zu beenden.“ (Columbus, Das Bordbuch von 1492, S. 186).

Zunächst aber wird der geplante Menschenraub von Columbus in die Tat umgesetzt. Es gibt Schwierigkeiten:

„Von den Inseln nahm ich mehrere Eingeborene an Bord, sieben Männer, sieben Frauen und drei Knaben, um sie nach Spanien zu bringen. Die Frauen ließ ich aus einem guten Grund auf die „Santa Maria“ schaffen: Die Männer werden nicht Reißaus nehmen, solange ihre Frauen hier sind.“ (12. November 1492)

Bei seinen weiteren Reisen braucht Columbus solche Rücksichten nicht mehr zu nehmen. Hunderte von Indianern werden dieser kleinen Gruppe noch folgen und die spanischen Sklavenmärkte bereichern. Für Columbus, den Goldsucher, bleibt dies aber eine „Notlösung“ - und für die spanische Krone eine peinliche Angelegenheit: ein christliches Land, das Indianersklaven importiert!

Bei seiner Suche nach Gold, das am Boden und in Flüssen klumpenweise liegen soll, ist Columbus relativ erfolglos. Dabei wird es bei seiner Rückkehr die einzige gewichtige Legitimation für sein von den Königen gesponsertes Unternehmen sein. So segeln die Spanier von Insel zu Insel, tauschen, handeln, betrügen, rauben, errichten Stützpunkte und Festungen, hissen die Fahne und pflanzen das Kreuz in den Boden.

Die glücklosen Spanier, die zunächst hoffnungsvoll, dann enttäuscht, wütend, mißtrauisch und immer gieriger ihre Beutezüge planen, sehen in den Eingeborenen nur mehr Objekte, die ihnen willentlich oder aus Dummheit den Zugang zu den Reichtümern versperren. In den Beschreibungen sind „die Wilden“ zunächst noch gut und nur naiv (14. Oktober 1492: „Einige schwammen auf uns zu und fragten uns, ob wir geradewegs vom Himmel kämen. Wir ließen ihnen diesen Glauben, denn er kann uns nur zum Vorteil gereichen.“) Der Verdacht einer gewissen Hinterhältigkeit kommt schon vier Tage später auf. (18. Oktober 1492: „Auf Saometo fanden wir weder Gold noch eine Stadt noch einen König. Es mag sein, daß mich die Eingeborenen nicht verstanden haben, vielleicht wollten sie mich auch irreführen.“) Gottlos sind die Eingeborenen auf jeden Fall. (1. November 1492: „Ich glaube, daß die Indianer hier keine Religion besitzen. Ich sah sie nie ein Gebet verrichten.“) Außerdem laufen sie beim Anblick der Spanier davon. Also sind sie auch feige. (3. Dezember 1492: „Als mich die Bewohner sahen, ergriffen sie sofort die Flucht. Obwohl sie alle groß und kräftig sind, ist ihre Feigheit kaum zu beschreiben. Zehn Spanier würden, käme es zu einem Kampf, tausend Indianer in die Flucht schlagen.“) Ihre Naivität scheint Dummheit zu sein, da es keiner besonderen List der Spanier bedarf, die Eingeborenen zu entwaffnen. (3. Dezember 1492: „Ich ging auf die Indianer zu, Glasperlen in der Hand, und forderte sie auf, ihre Speere gegen die Perlen einzutauschen. Sie taten es bereitwillig. (...) Als wir in die Boote stiegen, besaßen die Indiander keinen einzigen Speer mehr.“)

Und nicht zuletzt gibt es in den Augen von Columbus Eingeborene, die alle genannten Eigenschaften auf sich vereinen: Naivität, Dummheit, Verschlagenheit, Feigheit, Aggressivität usw. Nur so erscheint die Eskalation der Gewalt verständlich: Die „Wilden“ bringen es so weit, daß die gutmütigen und sanften weißen Männer Schwerter und Kanonen einsetzen müssen:

„Daß ich auf Caniboto-Indianer gestoßen war, wußte ich sofort. Denn die Wilden waren mit Bogen und Pfeilen, Keulen und sogar Schwertern bewaffnet. Die Pfeile waren aus Rohr und besaßen aus Fischzähnen gefertigte Spitzen, die Schwerter, hart und schwer wie Eisen, nicht scharf, aber breit und zwei Finger dick, waren aus Palmenholz. Ich wartete darauf, daß die Kannibalen angreifen würden, doch der erwartete Angriff blieb aus. Die Wilden kamen zögernd näher und faßten bald Vertrauen zu uns. (...) Ich schenkte den Kannibalen ein Stück roten Stoffes und Glasperlen und brachte zwei auf die „Nina“, um sie zu bewirten. Sie bestaunten das Schiff und alles, was ich ihnen zeigte, wie ein Weltwunder und versprachen mir, noch am Abend größere Stücke Goldes herbeizuschaffen. Am späten Nachmittag ließ ich sie durch ein Boot ans Ufer zurückbringen. Ich sah selber vom Deck aus, wie rasch alles vor sich ging. Kaum hatten meine Matrosen - es waren sechs - das Land betreten, sprangen auch schon etwa fünfzig mit Keulen und Schwertern bewaffnete Wilde hinter den Bäumen hervor und griffen an. Zwei von ihnen schlangen Stricke, offenbar, um meine Leute zu fesseln und fortzuzerren. Aber sie kamen schlecht an. Im Nu hatten die Matrosen ihre Schwerter gezückt und hieben auf die Angreifer ein. Schon nach wenigen Minuten gaben die Kannibalen Fersengeld, laut schreiend und ihre Waffen zurücklassend. Nichts könnte mich mehr schmerzen, als daß heute zum ersten Mal auf diesen glücklichen Eilanden von weißen Männern das Blut der Eingeborenen vergossen wurde. Aber mich trifft keine Schuld, und ich weiß nun, daß es doch notwendig war, La Navidad zu erbauen und eine Kanone auf Hayti zurückzulassen.“ (Columbus, Das Bordbuch von 1492, 10. Jänner 1493)

Schon bei seiner zweiten Reise muß Columbus feststellen, daß es massenhaft Indianer gibt, die sich nichts aus „Schellen, Glasperlen und bunten Tüchern“ machen, die sich nicht zögernd und ehrfurchtsvoll den Schiffen nähern und die auch nicht die Flucht ergreifen, als die Spanier ihre Büchsen abfeuern. Einige Indianerstämme organisierten den Widerstand und zogen zu tausenden gegen die Spanier vor: siebzigtausend Indianer gegen zweihundert Spanier, berichten Chana und Buneo. Columbus, „der die Indianer wie kein zweiter liebt“ (ebd., S. 164), ließ von seinen Soldaten ohne jede Vorwarnung in der Nacht ein Indianerlager angreifen:

„Lautlos bewegt sich der Zug weiter und bricht dann in das Lager der völlig überraschten Indianer ein, von denen die meisten neben ihren Waffen schlafen. Der Widerstand erlahmt, kaum daß der Kampf, der kein Kampf, sondern eine Hetzjagd ist, begonnen hat. Die Pferde trampeln nieder, was sich ihnen in den Weg stellt, Schwerter sausen auf Köpfe

herab und spalten sie, die Armbrüste mähen ganze Reihen nieder, aus den Hakenbüchsen springt immer wieder der Tod hervor. Und die Hunde, rasend vom Geruch des Blutes, springen den Indianern an die Gurgel, werfen sie nieder und reißen ihnen die Eingeweide aus dem Leib. Gellende Schreie ausstoßend, laufen die Rothäute bald sinnlos durcheinander, klettern auf Bäume, flehen um Gnade.

Am Morgen sieht man mehr als zehntausend erschlagene Indianer, über zwanzigtausend sind in Gefangenschaft geraten. Kein einziger Spanier ist gefallen, einer ist leicht verwundet. Der Boden des Landes, das vor kurzem noch ein Paradies war, ist rot von Blut. Aber die schrecklichere Hölle wartet noch auf die Bewohner. Die Indianer haben es nicht anders gewollt ...“ (Columbus, Das Bordbuch von 1492, S. 185) Der Satz mit der noch „schrecklicheren Hölle“ bezieht sich auf die Fronarbeit und Sklaverei, die die gefangenen Indianer erwarten.

Doch kehren wir zurück zu den Erfahrungen der ersten Reise. Der Perspektivenwechsel, im Zuge dessen aus guten und sanften Eingeborenen wilde Kannibalen wurden, mündet in die These von der notwendigen Bändigung der tierhaften Menschennatur: „Sie besitzen die Sanftheit, aber auch die Unbekümmertheit der Tiere und würden sich, gerieten sie in die falschen Hände, bald in gefährliche Bestien verwandeln.“ (23. Jänner 1493)

Nach Spanien zurückgekehrt, wird „Don Cristóbal Colón, Admiral des Ozeans, Vizekönig und Gouverneur der in Indien entdeckten Eilande“ triumphal gefeiert. Sein Zoo wird gebührend bestaunt. 31. März 1493, Palmsonntag: „Gestern traf ich in Sevilla ein. Die Straßen, die Fenster und die Balkone waren schwarz von Menschen, die mir zujubelten. Blumen wurden gestreut, und immer wieder mußte ich anhalten, um der Menge Gelegenheit zu geben, die Indianer zu bestaunen, die hinter mir schritten und Käfige mit Papageien in der Hand hielten. Die Menschen schienen zu glauben ich hätte die Bewohner eines anderen Sterns mitgebracht. Auch die goldenen Masken Guacanagaris und die anderen seltsamen auf einem Wagen mitgeführten Dinge wurden von der neugierigen Menge bewundert.“

Ähnlich wie das gemeine Volk bestaunte man am spanischen Hofe die menschliche Ausbeute dieser Fahrt: „Dann zeigte ich die mitgebrachten Schätze, die unbekannten bunten Vögel, die seltenen Tiere und Pflanzen, das Gold in Körnern, in rohen Stücken und zum Schmuck verarbeitet. Am meisten bestaunten die Majestäten aber doch - genau so wie das gewöhnliche Volk - die Indianer und Indianerinnen, die regungslos dastanden, als wären sie nicht aus Fleisch und Blut, sondern kupferne Statuen.“ (ebd.)

Seinen Rechenschaftsbericht für das spanische Herrscherhaus schließt Christoph Columbus mit folgenden Empfehlungen und Hinweisen: „... feierliche Umzüge soll man halten, glänzende Opfer feiern und mit festlichem Laub die Gotteshäuser schmücken; Christus soll sich auf Erden freuen, wie er sich im Himmel freut. Denn so vieler Völker Seelen, die vorher verloren waren, sollen nunmehr gerettet werden. Freuen auch wir uns, einmal wegen der Erhöhung unseres Glaubens, dann aber auch wegen des Zuwachses an zeitlichen Gütern, an denen nicht allein Spanien, sondern die ganze Christenheit einst Anteil haben soll.“ (14. März 1493)

Ein Programm zur Erhellung dunkler Forschungsgebiete

Wir überspringen dreihundert Jahre und stehen nun am Beginn des 19. Jahrhunderts. Manches hat sich in der Alten und Neuen Welt geändert. Die ersten Entdeckungsfahrten und Eroberungen, die noch stark den Charakter von zerstörerischen Raubzügen hatten, die mit dem naiven Staunen über die Reichtümer fremder Länder begannen und mit herrischer Verachtung für die Kulturen der Eingeborenen endeten, gehören der Vergangenheit an. Die „zivilisierten“ Menschen des Abendlandes, für die lange Zeit Schiffslandungen mit Gold und Gewürzen wichtiger waren als systematisiertes Wissen über fremde Kulturen und Sprachen, haben neue Interessensgebiete und Arbeitsprozesse ausdifferenziert: Als die feudale Wirtschaftsstruktur beseitigt und die Manufaktur gerade von der „großen Industrie“ verdrängt wird, konnte man sich nicht mehr mit den Reiseberichten von einigen Missionaren, Forschern und Abenteurern zufriedenzugeben. Die Probleme, die der aufstrebende Kapitalismus in den „Mutterländern“ aufwarf, vor allem die Rohstoffprobleme, verlangten nach einer doppelten Lösungsstrategie: einer militärischen und einer streng wissenschaftlichen. Das bedeutete in erster Linie, daß durch den Einsatz von Wissenschaft die Verwaltung von Kolonien zu perfektionieren war. Heute würde man sagen, daß es notwendig wurde, die Kolonisation „wissenschaftlich zu begleiten“. Aufgrund der großen evolutionstheoretischen Rekonstruktionsversuche in Form von globalen Gesellschafts- und Geschichtstheorien (Ch. Darwin, F. Haeckel, A. Comte, H. Spencer, K. Marx, F. Engels u. a.) verfügt das Abendland nun auch theoretisch über die schon vorher kaum erschütterte Gewißheit seiner epochalen Überlegenheit: Jedwede Kultur auf agrarischer Basis mußte zwangsläufig „primitiv“ erscheinen, weil sie ein niedriges Entwicklungsstadium der Auseinandersetzung Mensch/Natur repräsentierte.

Die moderne Kolonisation erhielt ein doppeltes Gesicht. Kolonialismus war fortan nicht nur die imperialistische Vereinnahmung von Ländern, denen durch grenzenlose Ausbeutung Unterentwicklung aufgezwungen wurde, sondern auch

eine auf Wissenschaftlichkeit bedachte Strategie der gewaltsamen Zivilisation. Das abstrakte Prinzip des auf seinen Höhepunkt zustrebenden Kapitalismus, der gerechte Tausch von Äquivalenten, wurde auch im makrosozialen Bereich der Kolonisation voll wirksam: Die Kolonialmächte nahmen für sich das Recht auf Rohstoffe und billige Arbeitskräfte aus der Dritten Welt in Anspruch, ein Recht, das eigentlich das Unrecht der Ausbeutung war. Sie stellten sich dafür als Gegenleistung vor, Primitivität zugunsten von Zivilisation „abzuschaffen“. Praktisch bedeutete dies immer, daß der Anschluß an den europäischen Normenkodex und an den kapitalistischen Weltmarkt erzwungen wurde.

In der Programmatik der Menschenwissenschaften mußte sich dieser erzwungene Tauschhandel so darstellen lassen, daß auf keiner Seite Ungerechtigkeitsgefühle oder „Materialverluste“ auftraten. Das konnte nur gelingen, wenn zu jedem Zeitpunkt der zivilisatorischen Intervention klar war, wer kulturelle und ökonomische Standards aufzustellen und ihre „Wahrheit“ zu definieren hatte. Die abendländische Evolutionsidee, sowie ihre Ausweitung auf alle psychosozialen Bereiche, spielte fraglos dem „zivilisierten“ Europäer diese Definitionsmacht zu. Er lebte im Glauben, die „primitiven Kulturen“ als Überreste seiner eigenen Vergangenheit erkannt zu haben, und er war von dem Sendungsbewußtsein erfüllt, diese Kulturen aus ihrem „unterentwickelten“ Stadium herausführen zu müssen.

Im Frankreich des ausgehenden 18. Jahrhunderts war es so weit: An Vertreter verschiedener Wissenschaften, die sich mit dem Menschen befaßten, wird appelliert, sich zur „Société des Observateurs de l'homme“ zusammenzuschließen. Diese Forschergemeinschaft trägt nicht von ungefähr den Namen „Vereinigung der Menschenbeobachter“. Ihr Ziel ist es, eine objektive Wissenschaft vom Menschen zu begründen. Diese allgemeine Menschenkunde (oder „Antropologie“ - in dieser Schreibweise schon 1778 überliefert) hat sich dem „dreifachen Aspekt“ des menschlichen Daseins verschrieben: dem physischen, moralischen und intellektuellen.

Sergio Moravia, dem wir eine ausführliche Analyse dieser Gründerzeit verdanken, zitiert das „Magasin Encyclopédique“, das im Jahr 1800 (Band I, S. 409) anlässlich der ins Leben gerufenen Société schreibt:

„Die neue, soeben gegründete Gesellschaft (...) hat die wahren Freunde der Philosophie und der Morallehre, den tiefschürfenden Metaphysiker und den praktizierenden Arzt, den Historiker und den Reisenden, den Erforscher des Geistes der Sprachen und denjenigen, der die ersten Entwicklungsjahre der Kinder leitet und beschützt, eingeladen, an ihren Beobachtungen teilzunehmen. So wird der Mensch, wenn man ihn unter den verschiedenen Aspekten des Lebens genau beobachtet und vergleicht, das Objekt von Werken

werden, die umso nützlicher sind, als man sie ohne jede Leidenschaft, ohne jedes Vorurteil und vor allem ohne jedes Systemdenken (...) durchführen wird.“ (zit. nach Moravia 1977, S. 65)

Damit ist der Personenkreis ziemlich genau beschrieben und abgegrenzt, dem zugetraut wird, durch leidenschaftslose Beobachtungsfähigkeit die Erforschung des Menschen voranzutreiben. Damit ist aber auch schon angedeutet, nach welchem methodologischen Programm diese interdisziplinäre Wissenschaftlergemeinschaft vorzugehen habe. Louis-Francois Jauffret, Gründer und Sekretär der Gesellschaft, faßt diese Programmpunkte so zusammen: Die Mitglieder der Société sollen viele Tatsachen über den Menschen sammeln, indem sie ihre Beobachtungen ausweiten, vermehren „und dabei alle leeren Theorien, alle verwegenen Spekulationen beiseite lassen (...), die zu nichts anderem führen würden, als ein ohnehin schon so dunkles Forschungsgebiet noch mehr in Finsternis zu hüllen.“ (zit. nach Moravia 1977, S. 66)

Alle namhaften Gelehrten der damaligen Zeit sind also aufgerufen, ihr Wissen der neuen Disziplin ein- und unterzuordnen. Einer von diesen Gelehrten, der Sprachforscher Joseph-Marie Degérando, legt - ebenfalls noch im Jahr 1800 - der Gesellschaft ein umfassendes Methodenpapier vor, das große Beachtung findet. Auf Vorschlag eines Mitglieds der Gesellschaft wird beschlossen, das „Mémoire“ des Bürgers Degérando unter dem Titel „Considérations sur les méthodes à suivre dans l'observation des peuples sauvages“ zu veröffentlichen. Diese Denkschrift „Erwägungen über die verschiedenen Methoden der Beobachtung der wilden Völker“ stellt ein wichtiges Dokument dar. Dank des Wiederabdrucks dieses Mémoires in dem Buch von Moravia (1977, S. 219-251), können wir heute an diesem ersten Höhenflug methodologischer Reflexion und erhebungstechnischer Phantasie teilnehmen.

Der konkrete Anlaß, dieses Methodenpapier zu verfassen, liegt in der unmittelbar bevorstehenden Afrikareise einiger Mitglieder der Gesellschaft. Da zu erwarten ist, daß die „Observateurs“ auf ihrer Entdeckungsreise ins Innere Afrikas Völker begegnen werden, „die auf sehr unterschiedlichen Stufen der Zivilisation oder Barbarei stehen“ (ebd., S. 219), ist Degérando bei seinen Ausführungen darauf bedacht, „diese Erwägungen so zu verallgemeinern, daß sie auf alle Nationen anwendbar sind, die in ihren moralischen und politischen Formen von den europäischen Nationen abweichen“ (ebd., S. 219).

Für den Gang der Erforschung „des Menschen im allgemeinen“ gibt es nur einen wahren Weg: Die exakte naturwissenschaftliche Beobachtung. - „Der Geist der Beobachtung nimmt einen sicheren Gang; er sammelt die Tatsachen,

um sie zu vergleichen und vergleicht sie, um sie besser zu kennen. Die Naturwissenschaften sind gewissermaßen nichts anderes als eine Reihe von Vergleichen“ (ebd., S. 220).

Es gibt nun eine Reihe von Gründen, Überlegungen darüber anzustellen, wie „die Beobachtung der Wilden im besonderen“ vor sich gehen soll. Der Hauptgrund ist darin zu sehen, daß der Forschungsreisende, „der ans äußere Ende der Erde fährt (...), die Folge der Menschalter (durchläuft); er reist in die Vergangenheit; mit jedem Schritt läßt er ein Jahrhundert hinter sich. Die unbekannten Inseln, zu denen er gelangt, sind für ihn die Wiege der menschlichen Gesellschaft“ (ebd., S. 221).

Neugierde, Reisedrang und Forschungsinteresse werden von der Hoffnung gespeist, einen unverhüllten Blick in die eigene Vergangenheit tun zu können. Hier bei den Wilden, wo „die Leidenschaften und geistigen Fähigkeiten sehr viel weniger entwickelt sind“, wo wir folglich Naturhaftigkeit und -gesetz leichter ergründen können, „hier werden wir die nötigen Materialien finden, um eine exakte Skala der verschiedenen Grade der Zivilisation aufzustellen und jeweils die charakteristischen Merkmale anzugeben; wir werden erkennen können, welche Bedürfnisse, Vorstellungen, Gewohnheiten in jedem Zeitalter der menschlichen Gesellschaft entstehen“ (ebd., s. 221). Und eher nebenbei werden die Reisenden ermahnt, den Handel mit den Eingeborenen als ein Mittel anzusehen, „um das Volk zur Zivilisation zu führen“ (ebd., S. 246).

Degérando steckt also den Observateurs das hohe Ziel, in den fremden Völkern einen „nützlichen Gegenstand“ der Zivilisierung, aber auch der Belehrung und Selbstaufklärung zu sehen. Für den Fall, daß dieses Ziel aus irgendwelchen Gründen nicht erreichbar erscheint, sollen die Forscher nicht davon ablassen, den Eingeborenen die helfende Hand zu reichen, „um sie in eine glücklichere Lage zu versetzen“ (ebd., S. 221). Freilich muß man dabei damit rechnen, daß sie diese hilfreiche Hand nicht immer freudig ergreifen werden, haben die Eingeborenen doch eine Menge unerfreulicher Erinnerungen an das Zusammenreffen mit zivilisierten Eroberern und Kolonisatoren hinter sich. Degérando rät deshalb den neuen Glücksbringern, den wissenschaftlichen Zivilisatoren, bei den ersten Begegnungen nur die positiven Errungenschaften bisheriger zivilisatorischer Tätigkeit hervorzuheben, nicht aber ihre zerstörerischen Begleiterscheinungen:

„Laßt sie die grausamen Abenteurer vergessen, die ihre Wohnstätten nur aufsuchten, um sie zu berauben und zu unterwerfen; geht zu ihnen, allein um ihnen Wohltaten zu erweisen, bringt ihnen unsere Künste, nicht unsere Verderbtheit, unsere Moralität, nicht das Beispiel unserer Laster, unsere Wissenschaften, nicht unseren Skeptizismus, die

Vorzüge der Zivilisation und nicht ihre Mißbräuche; verbergt ihnen, daß in diesen zwar aufgeklärteren Gegenden die Menschen einander in Kämpfen zerfleischen und einander durch ihre Leidenschaften entwürdigen“ (ebd., S. 222).

Degérando rügt in seinem Methodenpapier zahlreiche Mängel in der bisherigen Beobachtungspraxis. Die von ihm angeführten detaillierten Beobachtungskategorien sollen offenbar diese Mißstände beseitigen helfen. Voraussetzung für jedes Verstehen ist für Degérando die Kenntnis der fremden Sprache: „Will man die Wilden wirklich kennenlernen, muß man zunächst gewissermaßen einer von ihnen werden; lernt man ihre Sprache, so wird man ihr Mitbürger“ (ebd., S. 226). Auf dem Wege dahin sollen folgende Bereiche einer genauen Beobachtung unterzogen werden: Gebärdensprache - Zeichensprache der Taubstummen - artikulierte Sprache - Elemente der Sprache - Zusammenhang der Rede - Fragen ... usw. Zu jeder dieser Kategorien gibt Degérando detaillierte Anweisungen, wie bei jeder Beobachtung vorzugehen ist und welche Vorsichtsmaßnahmen zu ergreifen sind, um „Ambiguitäten“ auszuschalten. Ebenso verfährt er bei den Kategorien, die den physischen Zustand, das „moralische und intellektuelle Wesen“ und seine Vergesellschaftungsformen betreffen. - „Der letzte und sicherlich schwierigste Gegenstand der Neugierde des Reisenden werden die Traditionen der wilden Völker sein“ (ebd., S. 249).

Das dürfte in der Tat ein schwieriges Unternehmen werden: Wie kann man in die Geschichte eines unbekannten Volkes eindringen, wie läßt sich nutzbar in Erfahrung bringen, durch welche historischen und sozialen Traditionen z. B. eine Familie ihre Identität aufbauen und ein Volk seinen Zusammenhalt bewahren konnte? Auch vor dieser Forschungsaufgabe sollen die Observateurs nicht kapitulieren. Degérando macht diesbezüglich einen Vorschlag, der methodologisch bemerkenswert ist, weil er einen kühnen Vorgriff auf die neuzeitliche Experimentier- und Laborgesellschaft bedeutet, ohne daß deshalb alte Eroberertraditionen mißachtet werden:

„Wir wollen nicht schließen, ohne den Reisenden zu empfehlen, uns möglichst einige Wilde männlichen und weiblichen Geschlechts, einige Jugendliche, einige Kinder, mitzubringen und sie durch die beste Behandlung auf ihre Mitnahme vorzubereiten. Besonders wünschenswert wäre es, wenn sie eine ganze Familie veranlassen könnten, ihnen zu folgen. Dann würden die in ihren Gewohnheiten weniger gestörten, durch ihren Verlust weniger betübten Familienmitglieder ihren natürlichen Charakter besser bewahren; sie würden sich eher dazu verstehen, sich bei uns niederzulassen; durch ihre Beziehungen zueinander wäre das Schauspiel ihres Lebens für uns zugleich merkwürdiger und nützlicher.“ (Degérando, zit. nach Moravia 1977, S. 249)

Die einseitige Aneignung materieller Güter durch Eroberer und die ebenso einseitige Zuschreibung von „Wildheit“ und „Primitivität“ durch Forscher verkehren sich im Bewußtsein der Kolonisatoren zu einem scheinbar affektlosen, rein theoretischen Interesse am Fremden und Unbekannten. Daß mit diesem Interesse im Grunde der gewaltsame Zivilisationsprozeß begründet wird, war vielleicht wenig bewußt, aber dennoch voll beabsichtigt; sonst hätte der Bürger Degérando den nach Afrika reisenden Forschern wohl eine andere Empfehlung mitgegeben als die, im Interesse der Wissenschaft auch vor Menschenraub nicht zurückzuschrecken.

Strategien zur Sicherung von Überlegenheit und Profit

Nachdem die „wilden Völker“ als kulturell primitiv und rückständig etikettiert worden waren, ihr Denken als magisch, ihre Sozialstruktur als Brauchtum, ihre Religion als Folklore auf den untersten Entwicklungsstufen eingeschätzt worden waren, mußte die wirtschaftliche und politische Herrschaft der Europäer in den Kolonien langfristig in ein definiertes, von manifester Gewalt befreites Beziehungsverhältnis, in ein Verhältnis der stufenweisen Umwandlung gebracht werden. Diese Transformation erforderte eine Theorie der „Assimilierbarkeit“, oder zumindest ein Programm, nach dem es den unterworfenen Völkern möglich sein mußte, die als selbstverständlich vorausgesetzte Überlegenheit der fortgeschrittenen westlichen Zivilisation „freiwillig“ anzuerkennen. Es hatte sich nämlich inzwischen gezeigt, daß die Gewalttaten der Zivilisatoren Aggression und Widerstand bei den Unterworfenen freigesetzt hatten. Die Zerstörung der sozialen und wirtschaftlichen Infrastrukturen war nicht ohne Folgen geblieben: Die eingeborene Bevölkerung verelendete, bekämpfte sich untereinander in Stammesfehden und leistete, so noch Kraft dafür blieb, auch den Eindringlingen Widerstand.

Als diese Schwierigkeiten, die sich der Kolonialpolitik in den Weg stellten, durch militärische Präsenz nicht mehr aus dem Weg geräumt werden konnten, wurden sie einerseits als Verwaltungsprobleme formuliert und andererseits als Folgeprobleme eines zu wenig differenzierten Evolutionsbegriffs der wissenschaftlichen Anthropologie überantwortet. Wollte man sich Unruhen und Aufstände ersparen, so mußten die noch intakten sozialen Institutionen, die internen Stammeshierarchien und Machtverhältnisse von der Verwaltung berücksichtigt werden. Das konnte aber nur geschehen, wenn die gewachsenen Eingeborenen-traditionen durch wissenschaftliche Beobachtung und Erforschung transparent gemacht wurden.

Während es der Kolonialpolitik nach wie vor eher um technische Probleme ging, z. B. um die Frage, ob die Verwaltung bei der Eintreibung der Eingeborenensteuer dadurch Unterstützung erhalten könnte, wenn die Beamten zur „Kooperation“ mit den Stammeshäuptlingen verpflichtet würden, war die Anthropologie in ihrem eigentlichen Gegenstandsverständnis, nämlich eine Analyse der Lebensgewohnheiten von Eingeborenen zu liefern, herausgefordert. Im Laufe der Zeit gelang es den Anthropologen, ihre Rolle vom verwaltungspolitischen Konzept der Kolonialmächte unabhängiger zu machen. Mit der „Feldforschung“ entwickelte die Wissenschaft ein Selbstverständnis, das sich nicht ohne weiteres von kolonialer Verwaltungs- und Ausbeutungspolitik vereinnahmen ließ.

B. Malinowski, der gemeinsam mit anderen Anthropologen (C. Lévi-Strauss, A. R. Radcliffe-Brown, u. a.) die noch heute praktizierte Form der Feldforschung mitbegründete, schrieb 1926 in seinem Werk „Myth in Primitive Psychology“ anschaulich über die neuen Standards, die Feldforscher zu erfüllen hatten:

„Der Anthropologe muß seine bequeme Lage im Liegestuhl unter der Veranda einer Missionarshütte, in einem Verwaltungsposten oder im Bungalow eines Pflanzers verlassen, wo er, mit Bleistift, Notizbuch und machmal auch Whisky und Soda versehen, sich angewöhnt hat, die Aussagen von Informanten zusammenzutragen, Geschichten niederzuschreiben und ganze Seiten mit Texten von Wilden zu füllen. Er muß in die Dörfer gehen, den Wilden im Garten, am Strand und im Dschungel zusehen; zusammen mit ihnen muß er zu weit entfernten Sandbänken fahren und fremde Stämme besuchen; er muß sie beim Fischfang, bei der Jagd und zeremoniellen Meeresfahrten beobachten. Die Information muß seinen eigenen überprüften Erfahrungen mit dem Eingeborenenleben entspringen und nicht tröpfchenweise von ein paar wenigen Informanten gesammelt werden ...“ (zit. nach Leclerc 1976, S. 40)

In Deutschland, wo das Wissenschaftsverständnis stets noch einen Grad strenger und preußischer war als in anderen Ländern, wurde die methodische Strategie der Feldforschung von der „Wirtschafts- und Völkerpsychologie“ rasch vereinnahmt. In Deutschland, dessen relativ kurze aber nicht minder brutale Kolonialgeschichte mit dem Friedensvertrag von Versailles zu Ende ging, blieb auch nach dem Ersten Weltkrieg ein reges Interesse an der „Psychologie des Wirtschaftslebens der Naturvölker“ bestehen:

„Das psychologische Studium des primitiven Wirtschaftslebens ist nicht allein psychologisch, ökonomisch und ethnologisch höchst interessant - letzteres, weil es auf bedeutungsvolle Unterschiede zwischen Völkern und Rassen aufmerksam machen wird -, sondern auch praktisch hat es einen ganz besonderen Wert. Regierung, wirtschaftliche

Verwendung und Erziehung der Naturvölker setzen, wie nun endlich als erwiesen gelten dürfte, ihre genaue Kenntnis voraus, und offenbar nicht an letzter Stelle die Kenntnis ihrer wirtschaftlichen Eigenheiten und Eigenschaften.“ (Steinmetz 1929, S. 4-5)

Genau dafür war aber die Wundtsche „Völkerpsychologie“ mit ihrer lebensfremden Methode überhaupt nicht geeignet. Deshalb sollte eine moderne Ethnographie, die die „grobe, rohe Empirie“ zu verfeinern hatte, für ein besseres Verständnis „der psychischen Eigenart und Begabung“ von Völkern sorgen:

„Gerade auf diesem Gebiet scheint mir der ansässige Forscher, mit Sprache und Leuten möglichst intim bekannt, der einzig zuständige zu sein. Der richtige Ethnograph der Zukunft scheint mir nicht der zu sein, der einige Monate im Lande, vielleicht einige Tage im Dorf verweilt, sondern der, welcher wie ein Missionar auf lange Zeit in einem bestimmten Orte sich einbürgert.“ (Steinmetz 1920, S. 5)

Wahrscheinlich gibt es kaum anderswo so klare ideologische und pragmatistische Aussagen zum Forschungsinteresse bei der Erkundung fremder Völker, wie bei den deutschen Wissenschaftlern dieser Zeit. Das Bedürfnis, die eigene ethnische Überlegenheit zu sichern (nach einem verlorenen Krieg) und die Notwendigkeit einer fortgesetzten Wirtschaftsbeziehung zu den Kolonialländern, reflektierte in besonderer Weise auf die Feststellung und Katalogisierung von „Begabungsunterschieden“ und psychischen „Defekten“. Rudolf Steinmetz möchte daher bei jedem Volk, vor allem auch bei „Naturvölkern“, folgende „Begabungsklassen“ feststellen lassen:

„Die Idioten, deren Intelligenz sich dem Nullwert annähert, die Imbecillen, die eigentlich nur verständnislos nachahmen (...), die Dummen, die auch bei einfachen Anstrengungen zuletzt kommen (...), die große Masse der ganz Gewöhnlichen, der Durchschnitt des Volkes; dann aufsteigend zuerst die Tüchtigen, die mehr verstehen und können als der Durchschnitt (...); die Talente, (...) welche viel mehr können als andere, also die Virtuosen, und endlich die Genies, welche im großen oder im kleinen neue Wege einschlagen.“ (Steinmetz 1920, S. 6)

Bei der Beschreibung der empirisch vorfindbaren Gruppen soll man sich in keinem Fall mit bloßen Phrasen oder allgemeinen Urteilen begnügen. Bei den Forschungen muß stets überlegt werden, von wem eine Antwort stammt bzw. wofür sie repräsentativ ist. („Von Kindern, Jünglingen, Mädchen, Sklaven, Frauen, Reichen, Häuptlingen, deren Frauen, kann doch unmöglich dasselbe gesagt werden“; ebd., S. 8) Differenzierte Fragebögen sind deshalb einzusetzen. Auch Unterschiede in der „Moral“ sollen erhoben werden:

„Von großem Wert sind aber auch möglichst genaue Angaben über Vorkommen und Häufigkeit von speziellen moralischen und intellektuellen Defekten und Begabungen, ich denke an Verbrecher, Faulpelze, Raufbolde, Alkoholiker und derartige, Don Juans, künstlerische Naturen, 'Originale', Erfinder usw. Natürlich soll auf unserem Gebiet besonders der Besitz resp. der Mangel an den ökonomischen Eigenschaften wie Energie, Sparsamkeit, Vorsicht, praktischer Sinn, Erwerbslust usw. studiert werden, und zwar für das ganze Volk sowie für besondere Klassen und Gruppen.“ (Steinmetz 1920, S. 7)

Der Autor gibt dazu über dreihundert Fragen an, die bei entsprechenden Untersuchungen eingesetzt werden können. Im Prinzip sind die Fragen ganz ähnlich wie die von J.-M. Degérando, sie sind vielleicht noch eindeutiger und auf den bestehenden kolonialen Kontext bezogen. Dazu ein paar Beispiele:

- Wird der Träger auf weiten Reisen durch den Gedanken an den zu verdienenden Lohn merkbar aufrecht erhalten?
- Hat die Erhöhung dieses Lohnes oder das Versprechen einer solchen Erhöhung Einfluß auf die Leistungen des Betreffenden?
- Wirken Geiz oder Unzuverlässigkeit des Lohngebers sofort stark deprimierend und lähmend?
- Beneiden sie andere um die von ihnen verdienten Löhne?
- Macht die Möglichkeit, einen hohen Lohn zu erlangen, sie außergewöhnlich eifrig und willig? Oder bleiben sie eigentlich immer gleich faul?
- Ist die Sklaverei merklich nachlässiger? Braucht sie mehr Aufsicht? Wie werden Sklaven, wie Lohnarbeiter behandelt?
- Tun sie nie etwas für Nichts, wie es von einigen Stämmen Neuguineas erzählt wird?
- Verstehen sie die Freigebigkeit der Europäer? Schätzen sie dieselbe? Oder nehmen sie sie wie selbstverständlich ohne Nachdenken an?
- Nach welchem Maßstabe beurteilen sie die Arbeit anderer? Und ihre Kosten und Anstrengungen? Nach welchem die von Fremden? Die ihrer Sklaven und ihrer Frauen? ... usw. (Vgl. Steinmetz 1920, S. 19 ff.)

Nun ist eine so verstandene Ethnographie), die vor Ort Untersuchungen macht und mit den Leuten „intim“ wird, trotz angestrebter strenger Objektivität und Systematik gewissen Unschärfen und Zufällen unterlegen, nämlich denen des kolonialen Handels und Marktes. In erster Linie mußte also dort geforscht werden, wo die Kolonialregierung Interessen bekundete. Dies war z. B. immer dort der Fall, wo die Kolonialadministration in Schwierigkeiten war, sei es durch Streiks, sei es durch „volksfremde“ Zwischenhändler:

„Der Streik der schwarzen Hafenarbeiter wird jedem die Augen geöffnet haben, daß auch Afrika für die (psychologische Überprüfung der) Berufseignung und wissenschaftliche Betriebsleitung reif ist.“ (Henning 1920, S. 32)

„Wie wenig der Großhandel sich mit dem Geist der wissenschaftlichen Betriebsleitung amalgamierte, geht schon daraus hervor, daß er sehr viele Rohstoffe gar nicht auf dem billigsten Wege beschafft, sondern daß er sie oft genug von wuchernden, verteuernenden und unrationell arbeitenden Zwischenhändlern erwirbt. In der ganzen östlichen Hälfte von Afrika herrscht beispielsweise der schlaue indische oder indomalayische Zwischenhändler, der die Produkte seinerseits von schwarzen Eingeborenen übernimmt, um daraufhin Abschlüsse mit der deutschen Faktorei zu machen.“ (Henning 1920, S. 34)

Deshalb klagen die Wissenschaftler dieser Zeit nicht über einen Mangel an Aufträgen und Projekten sondern darüber, daß bei der ethnographischen Forschung auf fremdem, ethnisch undurchsichtigem Territorium noch vieles dem Zufall überlassen ist - „nicht bloß, weil es einem europäischen Handelsherrn gerade einfällt, dorthin Opium, Lodenstoffe oder Geräte zu exportieren, sondern auch aus Gründen des eigenen Territoriums.“ (Henning 1920, S. 47)

Ethnographie zwischen Engagement und Frustration

Die feldforschenden Ethnographen, mit welchen wissenschaftlichen und wirtschaftlichen Aufträgen sie auch immer unterwegs waren, wurden von den Einheimischen zumeist als Eindringlinge wahrgenommen. Meistens konnten die Forscher ihnen auch nach einer längeren Zeit nicht klar machen, was sie eigentlich tun. Das feldforschende Engagement, das vor allem im teilnehmenden Beobachten und Sammeln lebensnaher Daten bestand, war in die alltagspraktischen Probleme und Sorgen der Menschen nicht zu vermitteln. Auch neuere Forschungen, die z. B. nur mit Tiefeninterviews vorgingen, zeigen, daß die Wissenschaftler als „weiße Götter“, Zauberer oder Goldsucher wahrgenommen wurden.(3) Die historische Erfahrung, daß das wissenschaftliche Interesse nie so „rein“ ist, wie es sich gibt, wurde oft genug bestätigt. Überall, wo die Weißen auftauchten, kamen irgendwelche dubiosen und einseitigen „Geschäfte“ zustande - Warentausch, Seelenfang, Sklavenhandel, Gebietsverträge, Tribute usw.

In diesem Konfliktbereich Feldforscher/Kolonialpolitik/einheimische Bevölkerung erfuhren die Ethnographen so manche Rollenunsicherheit und Sinnkrise. Gemäß dem modernen sozialwissenschaftlichen Selbstverständnis drängten diese Identitätsbrüche nach reflexiver Verarbeitung - auch der eigenen Emotionalität im Forschungsprozeß.

Das Reisetagebuch von Michel Leiris, „Phantom Afrika. Tagebuch einer Expedition von Dakar nach Djibouti 1931-1933“ ist für diese Situation repräsentativ.(4) Der Autor nahm als „Sekretär und Archivar“ an dieser ethnogra-

phischen und linguistischen Expedition teil, die (unter Leitung von Marcel Griaule) den Auftrag hatte, für das Musée de l'Homme in Paris möglichst viel anthropologisches Material zu sammeln und ethnographisch zu dokumentieren.

Michel Leiris, damals in der Hauptsache Schriftsteller und Poet, ist ein Neuling auf dem Gebiet der Feldforschung. M. Leiris schreibt bewußt subjektiv - mit dem Interesse, die „Objektivität“ zu erhöhen:

„Wenn ich subjektiv schreibe, erhöhe ich insofern den Wert meiner Aussage, als ich zu erkennen gebe, daß ich mir jederzeit bewußt bin, was ich von meinem Wert als Zeuge zu halten habe.“ (Leiris, Tagebucheintragung vom 4. April 1932)

Liest man das Tagebuch als Chronologie einer Forschungsreise, als ein subjektives Bekenntnis zu einer prekären inneren und äußeren kolonialen Realität, wird unschwer erkennbar, in welchem Dilemma sich die Ethnographie befindet:

„‘Phantom Afrika’ dokumentiert die kolonialistische Herkunft der Ethnologie und was einzelne Forscher daraus gemacht haben“, schreibt Hans-Jürgen Heinrichs in seiner Einleitung zur Neuauflage des Tagebuchs (Heinrichs, 1980, S. 8).

Auch die ethnographischen Raubzüge quer durch Afrika haben Strategie und Methode. Ich zitiere aus dem Verhaltensrepertoire des „zivilisierten Menschen“ alias Feldforscher: Kultgegenstände werden ungefragt photographiert. Dies ist der harmloseste (allerdings auch seltenere) Fall der Dokumentation. Kultgegenstände können aber auch gegen mehr oder weniger nützliche Gegenstände getauscht oder den Eingeborenen abgekauft werden. (Einführung des Geldverkehrs) Man kann den Hüter einer Kultstätte bestechen, man kann ihn erpressen und ihm drohen (z. B. mit der Polizei, die gleich kommen und ihn verhaften wird; vgl. Leiris, Tagebucheintragung, 6. September 1931). Kleinere Gegenstände lassen sich einfach klauen. („Griaule nimmt zwei Flöten und schiebt sie in seine Stiefel. Wir bringen alles wieder in Ordnung und gehen hinaus.“ - 6. September 1931). Größere Gegenstände zu stehlen, erfordert mehr Aufwand. („Zur Stunde, wo ich dies schreibe - unmittelbar vor dem Zubettgehen - ist der letzte Raub vollbracht: Schaeffner und ich sind mit der Statue auf der Schulter zurückgekommen, nach anderthalb Stunden verschiedenster Listen und alternativer Versuche.“ - 18. November 1931).

An andere ethnographische Informationen kommt man noch schwerer heran. Es gibt Übersetzungsprobleme und Verständigungsschwierigkeiten. Manche Informanten können im Gespräch „Gegenstand“ und „Bezeichnung“ nicht auseinanderhalten (26. Oktober 1931). Andere Informanten verschweigen etwas oder geben irreführende Auskunft. („Man hat mich hinters Licht geführt ... Ich

bin wütend und gedemütigt.“ 28. Oktober 1931). Wenn sich solche Fälle häufen, die Informanten nur „konfus“, „verschlagen“ und „faul“ sind (3. und 4. Februar 1932), dann kann es schon passieren, daß selbst der zivilisierteste Forscher seine verinnerlichten Verhaltensnormen vergißt: „Wieder platzt mir der Kragen und ich schreie meine armen Leute zusammen“ (4. Februar 1932). - „Der sonst so sanfte Schaeffner“ droht seinem Informanten, „er werde ihn ins Gefängnis werfen lassen, wenn er weiter so unmögliche Antworten gibt“ (5. Februar 1932). - Leiris selbst bringt die Befragung „an den Rand des Nervenzusammenbruchs“ (5. Februar 1932).

Die Arbeit des Ethnographen ist aber nicht nur aus den angeführten Gründen schwierig, anstrengend, ermüdend, nervtötend, entbehrungsreich oder demoralisierend, sie hinterläßt „obendrein noch ein Gefühl der Schuld“ (1. April 1932). Mit diesem Gefühl der Schuld muß der Forschungsreisende umzugehen lernen. Dies erlaubt ihm dann, Enttäuschungen auszuleben bzw. entsprechende Gefühle zu verbalisieren. Solche affektiven Reaktionen können sich auf das Forschungsvorhaben beziehen (z. B.: Es gibt im Dorf keine Masken. Oder: Die Leute verwickeln den Forscher in endlose Geschichten oder sagen gar nichts; usw.), auf die Forschungssituation oder auf den Forscher selbst. Zu letzterem gibt es bei Leiris einige gesellschaftlichs- und selbstkritische Textstellen im Tagebuch. Ich fasse sie zusammen:

- Er sieht sich in der Rolle des durchschnittlichen Touristen, der abenteuerhungrig in den Schwarzen Erdteil reist - und ist enttäuscht, weil er keines der erwarteten Abenteuer erlebt (30. März 1932).
- Er sieht sich in der Rolle des Durchschnittsbürgers, der seine Arbeit macht, wie jeder andere auch - und ist enttäuscht, weil seine Arbeit eher an „Polizeiverhöre“ erinnert als an die Tätigkeit eines gewöhnlichen Büromenschen (31. März 1932).
- Er sieht sich in der Rolle des engagierten Feldforschers, der nicht dem Intellektualismus huldigen sondern mit den Betroffenen gemeinsame Sache machen will - und ist enttäuscht, weil er mit seinen Forschungsmethoden den Menschen nicht näher kommt (31. März 1932).
- Er sieht sich in der Rolle des kulturell beflissenen, auf Literatur, Kunst und „gehobenen Verkehr“ angewiesenen Bildungsbürgers - und ist enttäuscht ob der seltenen Gelegenheit, dies zu kultivieren („Dieses sympatische Diner hat mich doch sehr aufgeheitert. Wie wenig ich hier auch Wert darauf lege, Europäer zu sehen, es freut mich doch, Leute zu treffen, mit denen man (endlich) einmal wirklich verkehren kann.“ - 2. April 1932).

- Und schließlich ist er enttäuscht, weil er oft das tut, was er zutiefst verachtet und ablehnt - dem Kolonialismus in die Hand arbeiten: „Die Idee der Kolonisierung wird mir immer unerträglicher. Ist nicht das eigentliche Anliegen der Kolonisierung das Eintreiben der Steuern? Befriedigung, ärztlicher Beistand usw. haben doch nur ein Ziel: Die Leute zu besänftigen, damit sie es mit sich geschehen lassen und nur ja Steuern zahlen. Was ist der Grund für die bisweilen blutigen militärischen Expeditionen, wenn nicht das Eintreiben der Steuern? Und warum wird ethnographische Forschung betrieben? Damit man eine geschicktere Politik machen kann, mit der sich eher die Steuern eintreiben lassen.“ (26. Jänner 1932)

Die mehrfache Gespaltenheit des Autors, der brutale Aneignungsmodus wissenschaftlicher Informationen, der gewalttätige und gewinnversprechende Verwertungshintergrund machen alle emotional besetzten und projektiv verzerrten afrikanischen Milieuschilderungen zu dem, was sie eigentlich sind: Europäische Verkehrungen unverständener, fremder Welten, festgeschrieben in Konfigurationen, die auf die Defizitstruktur unserer zivilisierten Welt rückverweisen.

Die anthropologische Wissenschaft bemächtigte sich der fremden Länder und Völker nicht nur, weil sie mit entsprechenden Aufträgen dazu ausgestattet war und loyal zu den Herrschenden stand, sondern weil sie auch der europäischen Wirklichkeit entkommen wollte. Das, was sie „interessant“ machte und vorantrieb, war weniger in ihren Gegenständen begründet, sondern in deren komplementärer Beziehung zur eigenen Gesellschaft; das heißt: „In der Zeit der Kolonialreiche hat die Ethnographie der Rationalisierung der Administration gedient - aber auch dem Wunsch, aus den herrschenden Zwängen der industriellen Zivilisation zu den ‘Naturvölkern’, in das ‘erfüllte Leben’, zu entkommen.“ (Kramer 1977, S. 7) In dem Bild, das die Forscher vom fremden Volk, vom „Wilden“, gezeichnet haben, darin vermochte allein der Europäer sich und seine Gesellschaft zu entdecken, in verfremdeter, phantastischer Form - als verkehrte Welt.

Michel Leiris hat diese Zusammenhänge damals geahnt. Rund zwanzig Jahre später (als sein Tagebuch in einer Neuauflage erscheint) ist er sich darüber klar, „daß keine Ethnographie und kein Exotismus vor dem Ernst der aufgeworfenen sozialen Frage standhält, wie unsere moderne Welt zu schaffen und auszugestalten sei, und daß, falls der Kontakt zwischen Menschen, die unter ganz verschiedenen Breiten geboren wurden, kein Mythos ist, er dies eben nur dann nicht zu sein braucht, wenn ein solcher Kontakt in der gemeinsamen Arbeit gegen

diejenigen zustande kommt, die in der kapitalistischen Gesellschaft des 20. Jahrhunderts die Repräsentanten der alten Sklavenhaltergesellschaft sind.“ (Leiris 1980, S. 21)

In diesem Zitat kündigt sich eine alternative Sichtweise an (insbesondere signalisiert durch die Wörter „gemeinsamen“ und „gegen“), die noch weitgehend der Realisierung harret. Wir finden heute in Wissenschaft, Forschung, Entwicklung und Politik immer noch all jene Elemente rassistisch-diskriminierenden Denkens und Handelns, die in den Fallstudien (Columbus / Degérando / Steinmetz / Leiris) aufgezeigt wurden. Es gibt noch immer eine Vielzahl von Formen offener oder verdeckter Kollaboration von Wissenschaft und imperialer Macht. Die Schattierungen reichen von der alltäglichen Dienstbarkeit und höfischen Anpassungsbereitschaft der Intellektuellen bis zu jenen „Befriedungsverbrechen“ (Basaglia u. a. 1980), bei denen Wissenschaftler im Auftrag oder im selbstverständlichen Einklang mit den neuen Kolonisatoren, Rassisten und Apartheidstechnokraten, der Unterdrückung von Widerstand ideologischen (und oft auch handgreiflichen) Beistand leisten. Man kann dagegen halten, daß auch diese Entwicklung von einer „Evolution der Vernunft“ getragen ist und daß der Zivilisationsprozeß heute wesentlich humaner voranschreitet. Es gibt aber auch ernst zu nehmende Stimmen, die gerade diesbezüglich vor neuen Verblendungen warnen: Wir werden vielleicht lediglich anders und besser getäuscht - von der scheinbar ideologiefreien Rationalität, mit der ökonomische Expansion und Monopolisierung vor sich gehen, von der technischen Rationalität, mit der die Militarisierung des inneren und äußeren Lebens voranschreitet, und nicht zuletzt von der Scheinobjektivität und „entwicklungslogischen“ Zwangsläufigkeit, mit der alle diese Vorgänge von uns registriert, begrüßt, aber kaum gesteuert werden. Das System, das zur Verteidigung oder angeblichen Rettung der Zivilisation mit allen Mitteln geschützt und um jeden Preis erhalten wird, gehorcht indessen einer unerbittlichen Eigenlogik, die im Untergrund und in Nischen dieses Systems fortlebt:

„Die Aufteilung der Menschheit in Menschen und Barbaren. Erstere sind die Träger der Zivilisation, des Glaubens, aller moralischer Werte und Geschichte. Letztere stellen eine ständige Bedrohung dar und müssen daher mit Gewalt unterworfen werden.“ (Ziegler 1980)

Anmerkungen

(1) Christoph Columbus. Das Bordbuch von 1492 und andere Aufzeichnungen über Leben und Fahrten des Entdeckers der Neuen Welt. (Herausgeg. und bearb. von R. Grün). Tübingen 1970, S. 119

(2) Die zitierte „Handelsware“ bestand offensichtlich aus relativ wertlosem Tand. Am 7. Dezember 1492 schrieb Columbus in sein Tagebuch: „Es gelang mir auch, Glasperlen gegen zu dünnen Blättern geschlagene Goldstücke einzutauschen.“ Aus anderen Eintragungen erfahren wir, daß die Spanier vor allem Glöckchen aus Metall, Hemden, Hosen, Handschuhe und rote Mützen eintauschten - meistens gegen Gold oder Perlen.

(3) Dem Züricher Psychoanalytikerteam ging es diesbezüglich bei den Agni in Westafrika nicht anders: „Bis gegen Ende unseres Aufenthaltes wurde das Gerücht nicht still, wir seien eigentlich nur ins Land gekommen, um auszuspionieren, wo noch Gold wäre. Die psychologischen Untersuchungen, die Behandlung der Kranken und alles, was wir getan und gesagt hatten, sollte nur unsere wahre Absicht trafen: später einmal das Gold des Bodens, das Gold der Agni zu stehlen.“ (Parin/Morgenthaler/Parin-Mattèy 1978, S. 28).

(4) Die Originalausgabe „L’Afrique fantome. De Dakar à Djibouti 1931-1933“ erschien 1934 in Paris. Ich zitiere im folgenden aus der deutschen Ausgabe (Frankfurt 1980), die ein Vorwort von M. Leiris aus dem Jahr 1950 und eine Einleitung von H.-J. Heinrichs enthält.

Literatur

- Basaglia, F. u. a. (1980): Befriedungsverbrechen. Über die Dienstbarkeit der Intellektuellen. Frankfurt/M., Europäische Verlagsanstalt
- Columbus, Chr. (1970): Das Bordbuch von 1492 und andere Aufzeichnungen über Leben und Fahrten des Entdeckers der Neuen Welt. (Hrsg. und bearb. von R. Grün). Tübingen, Erdmann
- Heinrichs, H.-J. (1980): Einleitung. In: Leiris, M.: Phantom Afrika. Tagebuch einer Expedition von Dakar nach Djibouti 1931-1933. Frankfurt/M., Syndikat, S. 5-15
- Henning, H. (1920): Die Wirtschaftspsychologie und Berufseignung in Überseeländern. (Schriften zur Psychologie der Berufseignung und des Wirtschaftslebens, Heft 13). Leipzig, Barth, S. 27-52
- Kramer, F. (1977): Verkehrte Welten. Zur imaginären Ethnographie des 19. Jahrhunderts. Frankfurt/M., Syndikat
- Leclerc, G. (1976): Anthropologie und Kolonialismus. Frankfurt/M., Ullstein
- Leiris, M. (1980): Phantom Afrika. Tagebuch einer Expedition von Dakar nach Djibouti 1931-1933. (Hrsg. und eingeleitet von H.-J. Heinrichs). Frankfurt/M., Syndikat

- Moravia, S. (1977): Beobachtende Vernunft. Philosophie und Anthropologie in der Aufklärung. Frankfurt/M., Ullstein
- Negt, O./Kluge, A. (1981): Geschichte und Eigensinn. Frankfurt/M., Zweitausendeins
- Parin, P./Morgenthaler, F./Parin-Matthèy, G. (1978): Fürchte deinen Nächsten wie dich selbst. Psychoanalyse und Gesellschaft am Modell der Agni in Westafrika. Frankfurt/M., Suhrkamp
- Steinmetz, S. R. (1920): Fragen zur Erforschung des Wirtschaftslebens der Naturvölker. (Schriften zur Psychologie der Berufseignung und des Wirtschaftslebens, Heft 13) Leipzig, Barth, S. 3-26
- Ziegler, J. (1980): Afrika: Die neue Kolonisation. Darmstadt, Luchterhand

Zum Autor: Dr. Peter Gstettner ist Professor für Erziehungswissenschaft mit den Arbeitsschwerpunkten Forschungsmethoden, Nationalismus, ethnische Minderheiten, interkulturelles Lernen an der Universität Klagenfurt.

Anschrift: Institut für Weiterbildung, Universitätsstraße 65-67, A-9020 Klagenfurt/Celovec, Österreich